

# Vom Sinn des Sterbens

Autor(en): **Bossart, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **61 (1978)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-414375>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

scheinbare Kontinuität der gesehenen Dinge ist kein Abbild eines vorwiegend leeren Raumes. Es ist nicht weniger rätselhaft wie das Geistige und Seelische, was wir genau so als Tatsache hinnehmen müssen. Es ist daher falsch, das Materielle höher zu bewerten als das Geistig-Seelische, es steht gleichwertig daneben. Die Natur des Menschen ist alles zusammen, Körperliches, Geistiges und Seelisches. Körper als Materie, Geist als Ideen, Seele als Gefühle sind gleichwertige Erscheinungen des Menschen als Ganzen. Es ist daher falsch, eine dieser Erscheinungsformen für wichtiger, wirklicher zu halten als die anderen. Nicht Materie, nicht die Idee, nicht das Leben für sich, sondern alles zusammen gehört gleichwertig zu dem, was wir Natur oder Welt nennen. Der Materialismus bewertet das Materielle und Physikalische, der Idealismus das Geistige und Seelische höher. Keiner von beiden lehnt das Andere ab, weder der Materialismus das Geistige, noch der Idealismus die Wirklichkeit. Kein Idealist lehnt die Aussenwelt ab, nur bewertet er das Geistige höher. Der Materialist lehnt die Innenwelt nicht ab, nur bewertet er das Materielle höher. Die auch in Freidenkerkreisen verbreitete Ansicht, dass der Idealist die Aussenwelt ableugne, ist historisch gesehen falsch. Ebenso ist es falsch, dass der Idealismus logisch zu einem Gottesbegriff führe. Ideen sind Möglichkeiten, die sich verwirklichen und die der Mensch im Laufe der Entwicklung denken kann, das hat mit einem Schöpfer nichts zu tun. Die Problematik der Materie erkennen, heisst nicht die Aussenwelt ablehnen. Man kann sie nur nicht so erkennen, wie sie «wirklich» ist. Genausowenig lehnt der Materialist das Geistige ab, wenn er es «nur» als Produkt der Materie ansieht.

Geist, Seele, Leben, Energie und Materie als gleichwertig neben einander zu stellen, scheint mir für das freie Denken das Geeignetste zu sein. Wir sind gegen jeden dogmatischen und ideologischen Wahrheitsanspruch. Eine Höherbewertung, die erfahrungsgemäss und logisch nicht gerechtfertigt werden kann, ist ein solcher dogmatischer Ausspruch. Mindestens sollte man aber den Idealisten nicht geringer achten als den Materialisten und umgekehrt. Als Freidenker sollte

man vermeiden, historisch widerlegbare Behauptungen, die irgendwer irgendwann geäussert hat, unkritisch zu übernehmen, wie die Behauptung, dass Philosophen die Aussenwelt abgelehnt hätten. Dazu muss man eben doch sich etwas genauer mit der Geschichte der Philosophie beschäftigen, was auch zu den Aufgaben einer freigeistigen Bewegung gehört. Gerade wir haben die Pflicht in allen Fragen der Welt und des Lebens so gründlich und vorurteilsfrei wie möglich zu sein. Wir dürfen nicht oberflächliche Behauptungen als Vorurteile einfach kritiklos übernehmen. Es ist eine unserer wichtigsten Aufgaben, unsere Mitglieder und Aussenstehende weltanschaulich weiter aufzuklären. Die Mitglieder kommen aus Zwei-

fel an überlieferten dogmatisch begründeten Weltanschauungen zu uns, sie suchen diese Zweifel zu rechtfertigen und zu vertiefen und sich hieraus neue logisch empirisch bessere Denkgrundlagen zu erarbeiten.

Unsere Anschauungen zu vertiefen, ist wichtiger als auf Mängel bei Dogmatikern der Kirche und der Ideologen hinzuweisen. Wenn wir diese Vertiefung noch mehr als bisher fördern, dann werden auch mehr jüngere Menschen zu uns kommen. Das Suchen nach Wahrheit kennzeichnet die denkende Jugend. Ihre Zerrissenheit deutet hierauf hin. Daher sollten in Vorträgen und in den Diskussionsabenden mehr als bisher wieder weltanschauliche Themen gepflegt werden.

H. Titze

## Vom Sinn des Sterbens

«Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde . . .», so steht es zu lesen im biblischen Schöpfungsbericht (1. Moses 28). Bei dieser Textstelle indes scheint sich Moses, oder wer immer diesen Satz geschrieben haben mag, etwas übernommen zu haben. Er scheint sich keine Gedanken darüber gemacht zu haben, wie sich eine exponentiell fortschreitende Vermehrung dereinst auswirken würde, und dies erst noch unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit (die ja damals, vor dem sogenannten Sündenfall, noch gegolten haben soll). Hätte er sich einmal die Erdbevölkerung ausgerechnet, die sich im Verlaufe von nur 2000 Jahren nur schon bei einer Verdoppelung im Abstand von jeweils 25 Jahren ergeben würde, so hätte er das fatale Segenswort wohl aus seinem Konzept gestrichen. Aber so weit war man damals in der Mathematik noch nicht. So blieb dem Schrifturheber der Erkenntniswert der Multiplikation — hier in der Gestalt der Potenzierung — verschlossen und damit die Einsicht, dass Qualität — hier die Qualität aktiven Menschseins — auf dem Weg über die Quantität — hier die unbegrenzte Fortpflanzung — notwendigerweise zur Absurdität führen würde, zur Absurdität eines unsäglich dichten, jede freie Entfaltung, ja schliesslich jede Tätigkeit überhaupt verunmöglichenden Menschenhaufens.

Spätestens an diesem Punkt der Reflexion, bei der Vorstellung einer die ganze Landfläche der Erde bedeckenden, turmhohen Schicht menschlicher Leiber, erschliesst sich uns Heutigen die Erkenntnis, dass der Tod nur schon als begrenzendes Regulativ der Quantität eine unabdingbare Notwendigkeit ist.

Die Begründer der religiösen und philosophischen Systeme von der Antike bis zur Scholastik und darüber hinaus empfanden in ihrer Mehrheit eine intensive Abneigung gegen die Vergänglichkeit, gegen den Tod, der jedem Lebewesen ein Ende setzt, wie gegen den Wandel der Formen in der dinglichen Welt. Und eben, weil ihnen die Vergänglichkeit aller irdischen Wesen und Dinge ein Aergernis war, suchten sie das, was ihnen einen Wert bedeutete, der Zeitlichkeit zu entheben. Sie suchten und fanden ein statisches, aller Wandelbarkeit entzogenes, ewig in sich ruhendes Sein, ein Sein der Funktionslosigkeit, beziehungsweise ein Sein, dessen einzige Funktion darin bestand, dem menschlichen Denken jederzeit verfügbar zu sein. Darauf gründeten sie eine Ontologie des ruhenden Seins, der wir heute aufgrund unserer wissenschaftlichen Erfahrung eine Ontologie des werdenden (und vergehenden) Seins gegenüberstellen müssen. Im Rahmen einer solchen Ontologie des prozesshaften Seins gewinnt der

Tod natürlich eine neue Bedeutung. Der Erklärungsversuch, der beispielsweise Paulus voll zu befriedigen vermochte, nämlich, dass der Tod als Strafe für einen mysteriösen Sündenfall betrachtet und als solche hingenommen werden müsse, hat für uns Heutige jeden Sinn verloren, und zwar so sehr, dass es sich nicht einmal mehr lohnt, darüber überhaupt zu diskutieren. Die Einstellung dieses Apostels zum Tod war ebenso unreflektiert wie seine Meinung bezüglich der geschlechtlichen Liebe (unter Eheleuten, versteht sich), der er, abgesehen von der Fortpflanzung, keinen anderen Sinn beizumessen wusste als den eines Heilmittels gegen die (ihm verhasste) Begierde. In Wahrheit gehören beide Dinge zusammen: dem Tod kommt die Aufgabe zu, die im Lebensprozess abgenutzten Strukturen zu zerschlagen, sie in anorganische und damit vielfältig neuverwendbare Substanz zurückzuführen; die geschlechtliche Liebe hingegen — ja schon die Trennung in zwei Geschlechter — hat den Sinn, die Lücken zu schliessen, die der Tod mit der Notwendigkeit des gehäuften Zufalls in die Reihen der Lebenden reisst.

Wenn ich sage, der Tod habe die Aufgabe, verbrauchte Strukturen zu vernichten, oder wenn ich sage, der Tod reisse fortgesetzt Lücken in die Reihen der Lebenden, so sind das natürlich Metaphern. Der Tod ist kein — beziehungsweise nur ein grammatisches — Subjekt. Er ist nichts und niemand. Er ist nichts weiter als der negative Aspekt des Lebensprozesses, in dem Ab- und Aufbauenden sich die Waage halten, bis sich schliesslich der eine Waagebalken allmählich oder auch plötzlich nach unten senkt. Der Tod ist dem Leben immanent. Er ist der zweite Pol unserer Lebensbatterie, ohne den es keine vitale Spannung und keine Anstrengung zum täglichen, stündlichen Ueberleben gäbe. Wir erleben und bejahen dieses Andere ganz selbstverständlich als die kleine Pause, die jeden Schlag des Herzens vom nächsten trennt. Es ist der kleine Abgrund, den der Lebenswille in jeder Sekunde unseres Daseins aufs neue überspringt, bis das alte Herz einmal nicht mehr mag und der Abgrund sich ins Unendliche weitet.

Ueber dieses Unendliche macht die Theologie bestimmte (oder auch we-

niger bestimmte) Aussagen, die indessen den Bereich des Wissens und der Wissenschaft verlassen. Für die Philosophie von Bedeutung ist die auf die Psychologie verweisende Frage, warum der Mensch als einziges Lebewesen die Unbescheidenheit hat, sich nicht mit dem einmaligen, unwiederholbaren Leben auf dieser Erde zu begnügen. Die Antwort ist einfach: Der Mensch fürchtet den Tod, das dereinstige Nichtmehrsein, weil er als einziges Lebewesen in jedem Stadium seiner bewussten Existenz um dieses sein Schicksal weiss. Dieser Einsicht aber wirkt der Selbsterhaltungstrieb entgegen, woraus sich die «Notwen-

## Die Petrusmythe

Der galiläische Fischer Simon verhält sich zum römischen «Apostelfürsten Petrus», wie sich der historische Jesus zum Kultgott Christus auf den christlichen Altären verhält.

Aber während sich die Vergottung des Jesus zum Christus in den paulinischen Briefen historisch fassbar vollzieht, bleibt die Verwandlung Simons zum Petrus, dem «Felsen» im Dunkel. Im «Neuen Testament» steht kein Wort von seiner Auswanderung nach Rom.

In Matthäus (16) hat die römische Kirche ihren Machtanspruch eingeschrieben und den Petrus zu ihrem Oberhaupt erklärt: «Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben und alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen willst, soll auch im Himmel los sein.» Diese mythische Vorstellung setzt einen voraus, der im Besitz der «Himmelschlüssel» ist; ich werde darauf zurückkommen. Historisch widerspricht die Stelle der Erwartung des Jesus, das Weltende jetzt, sofort herbeizuführen — für die Gründung einer Kirche besteht da kein Anlass. Matthäus (18) widerspricht sich auch selbst: «Was **ihr** (die Jünger) auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein». Es besteht keine Rangordnung unter den «Jüngern».

digkeit» ergibt, das Triebziel über die Dauer der irdischen Existenz hinaus zu verlängern. Aber auch der Sozialtrieb kommt hier zum Zuge, der Wunsch, liebe Mitmenschen über den Tod hinaus zu behalten.

Gefährlich wird die Sache, wenn die Hoffnung auf eine jenseitige Welt als Entschuldigungsgrund für jegliche Verantwortungslosigkeit gegenüber der Erde und ihren auf unsere Gnade angewiesenen Geschöpfen benutzt wird. Das Menschliche am Menschen ist nicht seine religiöse Phantasie, das Menschliche am Menschen ist sein Erbarmen.

Adolf Bossart, Rapperswil

Ausserdem existierten die «Zwölfe» überhaupt nicht. Wir erfahren von ihnen nichts! Zwölf Namen werden aufgezählt — lauter Nullen hinter dem Einer. Die Zwölfzahl ist mythisch begründet. Da sind zum Beispiel die zwölf Stämme Israels, über welche die «Zwölfe» im Himmelreich «richten» werden (als ob es «dort» noch Stämme gäbe!). Im antisemitischen Lukas gibt es folglich nicht zwölf, sondern 70 (auch 72) «Apostel», für die paulinische «Heiden»-Bekehrung der 70 Völker der Erde. Im jüdischen Tempel gab es zwölf Schaubrote für die zwölf Stämme. Das wichtigste mythische Vorbild aber ist enthalten in den zwölf Zeichen des astrologischen «Tierkreises»; zu diesem gehören auch die zwölf Jahresarbeiten des griechischen Sonnengottes Herakles.

Im christlichen Bewusstsein sind Paulus und Petrus als die beiden «Säulen» übrig geblieben. Sie bekämpfen sich. Die Geschichtlichkeit des Simon-Petrus ist bestens im Galaterbrief des Paulus bezeugt. Paulus beschimpft den Petrus als einen der «falschen Brüder» und «Hunde», die sein Heidenchristentum stören, weil sie an ihrem jüdischen Messias Jesus und seinen Versprechungen festhalten. Das nimmt ihm Paulus natürlich schwer übel. Er klagt ihn als einen «Heuchler» öffentlich an: «Wenn du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst und nicht jüdisch, warum zwingst du denn die Heiden, jüdisch zu leben?» (Gal. 2, 14) Umgekehrt wird im gefälschten Petrusbrief aus dem zweiten